

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Die Abdankung einer Stadt vor Investoren und Architekten : nach dem Kurfürstendamm werden jetzt die 'Linden' ruiniert
Autor: Siedler, Wolf Jobst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wolf Jobst Siedler

Die Abdankung einer Stadt vor Investoren und Architekten.

Nach dem Kurfürstendamm werden jetzt die ‚Linden‘ ruiniert

Mit der unverhofften Wiedervereinigung des Landes wie der Stadt erhielt Berlin über Nacht auch die ‚Linden‘, die alte ‚Prachtstraße‘ der Residenzstadt, zurück. Plötzlich war die Chance gegeben, daß man anstelle des erst nach dem Krieg ruinierten wilhelminischen Kurfürstendamms den eigentlich preußischen Corso wiedergewann. Er hatte ja den Krieg zwar schwer beschädigt, aber doch in der Substanz ungemindert überdauert. Nun könnte sozusagen das Vergangene das Zukünftige werden: die Avenue des achtzehnten Jahrhunderts als der Boulevard des einundzwanzigsten.

Ging man 1950 vom Brandenburger Tor her über den nur kulissenhaft ausgeglühten Boulevard an Nerings und Schlüters Zeughaus auf der einen und Knobelsdorffs Königlicher Oper und Stracks Kronprinzenpalais an der anderen Seite vorbei in Richtung des Schlosses, so schien die historische Stadtmitte leidlich durch den Krieg gekommen zu sein. Zwar wurden das Stadtschloß, in dem in den ersten Jahren nach dem Kriege schon wieder Ausstellungen stattgefunden hatten, und der Pariser Platz, wo in den Ruinen des Hotel Adlon in den Trümmern des Kriegsendes ärmliche Menues serviert worden waren, in den fünfziger Jahren abgerissen, aber der östliche, der eigentlich monarchische Teil der ‚Linden‘ mit Boumans Palais des Prinzen Heinrich, das nach Jena und Auerstedt Universität geworden war, und dem gegenüberliegenden, Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgestockten und ‚embellezierten‘ Kronprinzenpalais, dem anschließenden Prinzessinnenpalais von Gentz und dem alten Palais von Langhans wurde doch wieder hergestellt.

Das Politbüro brauchte eine repräsentative Allee, wo man die Genossen aus Moskau gebührend empfangen konnte, da man selber in einem halben Jahrhundert nur der barackenartigen ‚Protokollstrecke‘ zum jahrzehntelang nur provisorischen Flughafen Schönefeld fähig gewesen war.

Nur der im Grunde bürgerliche Teil der ‚Linden‘ zum Westen hin, also der Abschnitt zwischen der Friedrich- und der Wilhelmstraße – der beiden Straßen, die in ihren Namen schon für die Dynastie gestanden hatten, die in all den Friedrich Wilhelms sozusagen zu sich selber kommt –, wurde sonderbarerweise vom Sozialismus zehn, zuweilen erst zwanzig Jahre nach dem Kriege abgeräumt. Die ja nur ausgeglühte spätklassizistische Preußische Akademie der Künste fiel ebenso dem Wahn einer sozialistischen ‚Magistrale‘ zum Opfer wie die Botschaftsgebäude Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und Frankreichs auf dem alten ‚Quar-

rée‘, dem Pariser Platz. Noch lange führten rauchgeschwärzte Fassaden vor Augen, weshalb man im alten St. Petersburg die Linden im neunzehnten Jahrhundert den „glänzendsten Prospekt Europas“ und den Platz am Brandenburger Tor den „Salon Berlins“ genannt hatte.

Einen Boulevard dieser Art hatte es ja tatsächlich nirgendwo sonst gegeben, und die wilhelminischen Zutaten seiner westlichen Hälfte störten im Grunde nicht sonderlich. Es war eine Allee, die von dem Renaissanceerker des Schlosses bis zu dem Vorklassizismus des Tores von Langhans am Saum des Tiergartens reichte, und von Schlüter über Knobelsdorff und Schinkel bis zu Persius und Stüler reihte sich hier eine klassische Architektur an die andere, bis in das Frühjahr des Jahres 1945.

Was waren die Champs-Élysées aus dem Kaiserreich Napoleons III., was Roms Via Veneto mit ihren Bürgerpalästen aus dem Fin de Siècle dagegen? Bis in die Straßenkämpfe der Eroberung hinein war Berlin, sonst doch, nach Fontanes Wort, nicht viel mehr als eine hochgebuffte Ansammlung von Häusern, wenigstens an dieser Stelle eine der großen Städte Europas.

Der Sozialismus räumte diese ausgehöhlten Reste der ‚Linden‘ einen nach dem anderen ab, radikaler ging er noch vor als die Zukunftseuphorie der anderen Stadthälfte. Westlich des Brandenburger Tores träumte man anstelle des verachteten Häusermeers von einst von einer heiteren „Stadtlandschaft“ inmitten grüner Parkanlagen, die sich auf den Trümmern erstrecken sollte. Aber auch der erste Entwurf des Gesamtberliner „Planungskollektivs“ nach dem Kriege unter der Leitung Hans Scharouns – der noch im Weißen Saal des Stadtschlosses ausgestellt wurde – sieht nicht einmal den Straßenzug der ‚Linden‘ vor. Die erhaltenen Bauten aus Berlins klassischer Epoche sollten nicht mehr entlang einer Straße „aufgereiht“ sein, sondern als Erinnerung an die historische Stadt vereinzelt für sich auf Rasenflächen stehen. Die Stadt als Stadt wird abgeschafft.

Die Wandlung der ‚Linden‘ in den vier Jahrzehnten von der Zukunftseuphorie des Kriegsendes über die proletarische Palastarchitektur der Stalin-Ära bis zu den Notdurftbauten des untergehenden Staates spiegelt die ganze Misere der sozialistischen Welt. Die Mai-Aufzüge der fünfziger Jahre hatten noch über die Reste des Boulevards der aristokratischen und der bürgerlichen Welt geführt; bald zogen die Massen vorbei an Großplattenbauten oder durch leere Quartiere, über die nur noch der Wind strich.

Diese ‚Linden‘ waren ununterscheidbar von den ‚Magistralen‘ der anderen östlichen Städte geworden. Zumeist sollen die Bauten der Honeckerwelt jetzt abgerissen werden, schon des schlechten Bauzustands wegen. Allein für Ost-Berlin werden die Kosten für ihre Sanierung auf siebzehneinhalb Milliarden geschätzt. Für das ‚Linden Hotel‘ wie den ‚Linden Corso‘ und einen ‚Haus Pietzsch‘ genannten Bürocontainer sind bereits die Entwürfe für die Nachfolgebauten vorgestellt worden, weitere Wettbewerbe wurden ausgeschrieben. Was man an Plänen bisher zu sehen bekommt, ruft Poseners Wort in Erinnerung: „Wenn man früher einen Bauzaun sah, hatte man die freudige Empfindung ‚Ah, jetzt gehts los.‘ Heute überkommt einen Schrecken ‚Ach, um Himmels willen, was wird da wieder gebaut werden!‘“

Aber immerhin: hier könnte eine neue Avenue entstehen, Ersatz nicht nur für sich selbst, sondern auch für die ruinierte Allee im Westen.

*

Aber natürlich stellt sich die Frage, ob die egalitäre Massengesellschaft des zu Ende gehenden Jahrhunderts eines Boulevards noch fähig – und bedürftig – ist. Ein Boulevard hat die zweckfreie Aufgabe aller großen Straßen der Welt: der Menge mit sich selbst zu imponieren, was Goethe angesichts von Veronas Arena über solche Versammlungsorte sagte. Das nämlich und nicht die Bereitstellung von Arbeitsraum für Angestellte oder das Feilbieten von Gütern, Bürokomplexe und Warenhäuser also, ist der erste und vornehmste Sinn aller Plätze dieser Art, ob man sie nun Corso im siebzehnten, Avenue im achtzehnten oder Boulevard im neunzehnten Jahrhundert nannte.

Geht man heute die Fifth Avenue und die Park Avenue entlang, oder wandert man über Londons Regent Street und die Oxford Street, so lehrt einen der Augenschein, daß auch die Gesellschaft, die nach der bürgerlichen kam, solche Bedürfnisse zu haben scheint. Boulevards sterben, und andere werden geboren; fast immer kann man die Ersatzstraßen nennen, die sich das Verlangen geschaffen hat, wo ihm seine angestammte Kulisse genommen wurde. Der Kurfürstendamm ist zwar als Boulevard verdorben, aber die Menschen sind noch da, die ihn einst bevölkerten. Sie erobern sich stille Nebenstraßen, in die nun mit den Geschäften auch die zugehörigen Menschen einziehen; in Berlin ist das die gestern noch dem Wohnen vorbehaltene Fasanenstraße oder die

Meinekestraße. So ist es überall, in Wien in den Seitengassen der Kärntnerstraße wie in Zürich neben der Bahnhofstraße.

Die Fragen, die der Wiederaufbau der ‚Linden‘ aufwirft, gelten also der Fähigkeit unserer Zeit, neue Bühnen zu bereiten, auf denen das alte Stück stattfinden soll. Kann die Gegenwart, um es auf eine Formel zu bringen, noch einen Boulevard als Boulevard konzipieren, zu dem es den Besucher zieht, weil er, ein Flaneur in nachbürgerlicher Zeit, sich selber begegnen will? Oder wird wieder nur eine Büro- und Ladenketten-Meile daraus, aus der das Leben dann in die unversehrten Räume flieht?

Das ist die wirkliche Aufgabe, vor die Berlin mit seiner alten Stadtmitte gestellt war und die nicht in erster Linie den Architekten und Stadtplanern gestellt ist. Stadtquartiere und Straßenräume werden von dem Leben bestimmt, das dort einzieht, nicht von der Architektur, die preisgekrönt wird; insofern hat die gedankliche Anstrengung der formalen Bemühung voranzugehen.

Tatsächlich ist es der Mangel des Denkens, der an dem Mißlingen der Nachkriegsarchitektur noch mehr in die Augen fällt als das Versagen der Kunst. Über die banale Fassade eines Hauses kommt man hinweg; was einen Boulevard ruiniert, ist die Verkennung seiner Idee, oder, schlimmer noch, daß niemand mehr zu sehen scheint, daß einer Straße eine bestimmte Aufgabe im Stadtzusammenhang zukommt.

Die Logik der Sprache weiß das sehr genau; sie spricht von der politischen Gewalt als von Stadtvätern. Die Architekten sind demgegenüber nur die Geburtshelfer; sie sollen dem von einem Gemeinwesen Gewollten zum bestmöglichen Ausdruck verhelfen.

Das wurde früher immer gewußt, nicht nur in monarchischer Zeit, wo die Herrscher festlegten, welche Art von Häusern in welchem Quartier für welche Benutzer entstehen sollten. Auch in Republiken, in Florenz, Warschau oder in Lübeck, stimmte *vor* dem Auftrag an die Architekten der Rat darüber ab, wo Kirchen, Rathäuser, Waisenhäuser und die Häuser der Bürger errichtet werden sollten. In Berlin läßt sich das an den Entwürfen für die geplante Stadterweiterung der Südlichen Friedrichstadt ablesen; am Rondeel zum Beispiel hat der Souverän den Verwendungszweck der Häuser festgelegt, bevor die Baumeister hinzugezogen wurden. In Potsdam kamen Bühring, Manger oder Gontard erst zum Zuge, als Friedrich festgelegt hatte, welcher Aufgabe die neuen Stadtquartiere dienen sollten.

Die Misere des Nachkriegsbauens hat viel mit der Umkehrung dieses Verhältnisses zu tun. Immer wenn der Staat nicht weiterwußte, blickte er fragend auf die Architekten. Er schrieb also einen Wettbewerb aus, der ihm Ideen geben sollte. Im Grunde sollten die Architekten nicht zeichnen, sondern denken. Da die Architekten selber aber auch keinen zureichenden Begriff von der zukünftigen Gesellschaft hatten, lief das darauf hinaus, daß der Lahme den Hinkenden stützte.

*

Es geht also bei dem Neuentwurf von Berlins historischer Mitte um die Verständigung über das Leben, das zwischen dem ehemaligen Quarrée, dem Pariser Platz im Westen, und dem einstigen Ochsenmarkt, dem Alexanderplatz im Osten der ‚Linden‘, stattfinden soll. Darüber hätte sich Berlin erst einmal verständigen müssen, dann erst würde die Frage der Architektur wichtig.

Die Architekturwelt zeigte sich in den Monaten nach der Vereinigung jedoch vor allem besorgt, ob die Stadt auch die einzigartige Chance ergreife, die ihr zugefallen sei, nämlich die Avantgarde nach Berlin zu holen. Die Architektur interessierte sie, nicht die Stadt. Werde man wirklich die Elite der ganzen Welt zusammenrufen, Berlins neue Stadtmitte aus dem Boden zu stampfen? Nun müßten sich die ersten Köpfe der zeitgenössischen Architektur zusammenfinden, um die Stadtbrache zu füllen.

Berlins alte Mitte sozusagen als Internationale Bauausstellung, wie Berlin das schon dreimal in Szene gesetzt hat, 1931 mit der Deutschen Bauausstellung, 1957 mit der „Interbau“ im Hansaviertel und 1978 mit der „IBA“ in der Südlichen Friedrichstadt. In der Tat wurde in der Euphorie der Vereinigung hier und da vorgeschlagen, den klassischen Bereich zwischen den barocken Stadtplätzen Leipziger Platz, Pariser Platz, Belle-Alliance-Platz und Gendarmenmarkt zum Gegenstand einer neuen Bauausstellung zu machen.

Wie das aussehen würde, war im Frankfurter Architekturmuseum zu besichtigen, wo die bunten Kühe der gegenwärtigen Moderne von Isozaki über Moore bis Grassi ihre Vorstellungen vom neuen Berlin vorstellten, das reinste Schreckenskabinett.

Wieder wurde der Architektur eine Rolle zugemessen, die ihr nicht zukommt. Die Stadt ging den alten Weg, der sie seit Jahrzehnten schon in die Irre führt: Sie trat die eigentlich an sie gestellte Aufgabe an die sogenannten Fachleute ab. Nicht

das Stadtparlament beriet über Aufgabe und Funktion des historischen Zentrums der alten und neuen Hauptstadt, sondern delegierte diese vornehmste und wichtigste Aufgabe an die, denen sie doch ihrerseits Aufgaben stellen sollte: an die Architekten, aus deren Reihen dann die üblichen Jurys gebildet wurden. Berlin bezahlte in den Jahrzehnten nach dem Kriege solchen Verzicht auf einen der Politik verantwortlichen Stadtbaudirektor oder Generalbaumeister geistig mit der fehlenden sozialen Ordnung seines Wiederaufbaus, ästhetisch mit der Gesichtslosigkeit der neuen Quartiere.

Es liegt dem ein merkwürdiger Glaube an die Weisheit von Gremien zugrunde, der trotz allen Mißlingens der Vergangenheit unausrottbar scheint. Ein einziger Blick auf die Ergebnisse von solchen Preisausschreibungen während der letzten hundert Jahre zeigt ja, daß die Akademien, Hochschulen und Architektenverbände besonders schlechte Ratgeber in Fragen der Architektur sind. Es ist nicht so, daß der Staat bei den katastrophalen Fehlentscheidungen der letzten Jahrzehnte – der Abriß euphorie der fünfziger wie der Großsiedlungsideologie und der Zentrengläubigkeit der sechziger Jahre (Scharouns unseliges Kulturzentrum ist ja nur als einziges von fünf geplanten verwirklicht worden) – sich über die Empfehlungen der Fachleute hinweg gesetzt hätte; er ist ihnen nur allzu getreu gefolgt. Fast unter jedem verhängnisvollen Beschluß steht der Name eines Akademie-Präsidenten. Will man Namen und Beispiele? Man nennt sie nur deshalb nicht, weil solche Aufzählungen nur allzu leicht einen denunziatorischen Charakter bekommen. Unverfänglicher ist es, einen Blick zurück zu tun.

*

Mustert man zum Beispiel die Entwürfe aus dem Wettbewerb für den Reichstag aus den siebziger, für den Dom aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts oder für den Königsplatz, den späteren Platz der Republik, aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, so fällt in die Augen, wie der Zeitgeist die Koryphäen in höherem Maße noch beherrscht als die öffentliche Meinung.

Wilhelm II. hatte für die neue Hofkirche neben dem Stadtschloß alles erwogen – eine gotische Kathedrale, einen Dom im Stil der italienischen Hochrenaissance und ein romantisches Münster (das er dann in Gestalt der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche am jetzigen Breitscheid-Platz, dem einstigen Auguste-Viktoria-Platz, baute). Entschei-

dend war ihm, daß diese Kirche unter den ‚Linden‘ die Macht des neugewonnenen Kaiserreichs darstellte und in ihrer Zuordnung zum Schloß ein Sinnbild der Verbindung von Thron und Altar war.

Dies aber waren nicht Phantasien eines zeitenthobenen Monarchen, der ja auch sonst seinen Adlerhelm über die Industrielwirklichkeit der Epoche stülpte, sondern Träume einer ganzen Architektengeneration, die den Monarchen in jedem Einzelschritt beriet. In den Preisrichter-Kollegien, die all das trugen, saßen alle prominenten Vertreter von Julius Raschdorffs Architektenschaft und Anton von Werners Akademie; meist gaben Ihne und Schwechten den Ton an. Nur wenige Außenseiter wie Karl Scheffler, Max Osborn und Alfred Lichtwark widersprachen dem Unisono der Zeitgenossen, die sich für Baustile entschieden, die für Deutschlands vermutete Größe standen.

Aus dem Abstand eines Jahrhunderts fallen die damals so umkämpften Unterschiede ins Nichts zusammen; das gemeinsam Wilhelminische drängt sich statt dessen in den Vordergrund. Ist es gänzlich ungerecht, wenn man Schwippert und Eiermann die Raschdorffs und Wallots von heute nennt?

Es ist üblich geworden, den monumentalen Dom ‚Unter den Linden‘ dem Industriekaiser Wilhelm II. aufs Konto zu schreiben, der an der wirklichen Moderne vorbeigegangen sei, für die die Architekten vergeblich gekämpft hätten. Aber als seine Untertanen ihr eigenes Haus in Gestalt des Parlamentsgebäudes des neuen Reichs zu entwerfen hatten, fielen die Ergebnisse der Wettbewerbe fast noch trostloser aus. Sieht man heute die damals zur Debatte stehenden Entwürfe, so hat man die ganze Misere eines Zeitgeschmacks vor Augen, der die Architektenverbände und Hochschulen im selben Maße prägte wie die Hofgesellschaft.

Paul Wallots anstelle des Wettbewerbssiegers am Ende ausgewähltes Reichstagsgebäude von 1884 läßt sich ja auch nur intellektuell rehabilitieren, indem man den artifiziellen ‚Reichsstil‘ des deutschen Parlaments gegen Londons Westminster in der Gothic-Revival-Manier vom Anfang des Jahrhunderts oder Budapests neugotisches Parlament vom Jahrhundertende ausspielt. Für sich genommen ist aber auch das Reichstagsgebäude aus der Epoche der Jahrhundertwende ein gedanklicher und formaler Anachronismus, dessen Rekonstruktion nach dem Kriege sich nur mit der Bedeutung rechtfertigen läßt, die der Bau immer wieder in der deutschen Geschichte gespielt hat – mit der großen Frie-

densresolution des Kriegsjahres 1917, in den Tagen der Revolution im November 1918, beim Untergang der Republik im Feuer des Reichstagsbrands vier Wochen nach Hitlers Machtergreifung 1933, bei seiner Eroberung durch die Rote Armee im Mai 1945 und bei den großen Freiheitskundgebungen Ernst Reuters während der Blockade.

*

Was die Architektur anlangt, war alles wirklich Neue, Messels Kaufhaus Wertheim von 1896, Peter Behrens’ Turbinenhalle von 1909, Gropius’ Schuhleistenfabrik von 1911 und Muthesius’ Funkstation Nauen von 1917, Außenseiter-Unternehmung, von keinem Kollegium gestützt und von keiner Jury dem Bauherrn empfohlen.

Es sind vielmehr gerade die Verbände, die für den Triumph des Zeitgeistes sorgen, indem sie die gerade Arrivierten nach vorn bringen. Die Misere des heutigen Wettbewerbs-Unwesens besteht gerade in dem, was das Mittelmaß zurückdrängen soll. Das Auswahlverfahren soll demokratisiert werden, indem die Machtvollkommenheit oder Urteilslosigkeit der Eigentümer in die Schranken gewiesen wird. Aber das heißt: Kein Emil Rathenau könnte mehr seinen Peter Behrens berufen, und die Familie Wertheim müßte Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um einer Verwaltung die Genehmigung abzurufen, ihren Hausarchitekten Alfred Messel ihr Warenhaus am Leipziger Platz bauen zu lassen. Würden den fünf Brüdern Ullstein von einem Beratergremium noch erlaubt werden, ihr Druckhaus in Tempelhof von einem Mann ihrer Wahl bauen zu lassen – und zwar nach einem internen Familienwettbewerb durch den Außenseiter Otto Schmohl? Übrigens gehörten alle diese Bauherren – die Rathenaus – Vater und Sohn –, die Familie Wertheim, die fünf Brüder Ullstein, die Bankiers Oppenheim, die sich ihre Landhäuser in Dahlem und am Großen Wannsee von Alfred Messel errichten ließen, und die weitverzweigte Dynastie Mendelsohn – dem Berliner Judentum an. Das Fehlen dieser Schicht, des geistigen Judentums, hat viel mit der Misere der Berliner Nachkriegsarchitektur zu tun.

In fast jedem Fall waren es neue, weithin unbekannte Architekten, die von solchen Bauherren auf eigene Faust berufen wurden, und es waren zumeist Dreißigjährige, die gegen die großen Namen von gestern aufstanden. Das gilt nicht nur für die jungen Revolutionäre der Weimarer Zeit, Taut, Luckhardt oder Häring; auch Messel, Behrens oder Muthesius waren zu ihrer Zeit die nächste Generation ge-

wesen, die gegen die damals Etablierten aufstand, gegen Ihne, Raschdorff und Schwechten also. Von den zwanzigjährigen Gilly und Schinkel und den fünfundzwanzigjährigen Persius und Weinbrenner über Semper, der mit dreißig seine ersten großen Entwürfe vorlegte, bis zu Gropius und Mies van der Rohe waren es immer ganz junge, die den neuen Impuls brachten. Heute ist es schon eine Revolution, wenn der Mittfünfziger Sawade und Mäckler gegen die Mittsiebziger Behnisch und Böhm aufstehen. Knobelsdorff starb mit fünfundfünfzig, Schinkel mit einundsechzig. Im Gegensatz zur Berliner Tradition ist das Baugeschäft heute die Sache eines Areopags geworden.

Wichtiger aber noch: Es waren eben erst einmal Bauherren vorhanden, bevor Baumeister kamen. Eine Geschichte der großen Auftraggeber der Vergangenheit wäre aufschlußreicher noch als ein Verzeichnis der Architekten, deren Namen ohnehin zumeist nach einer Generation schon vergessen

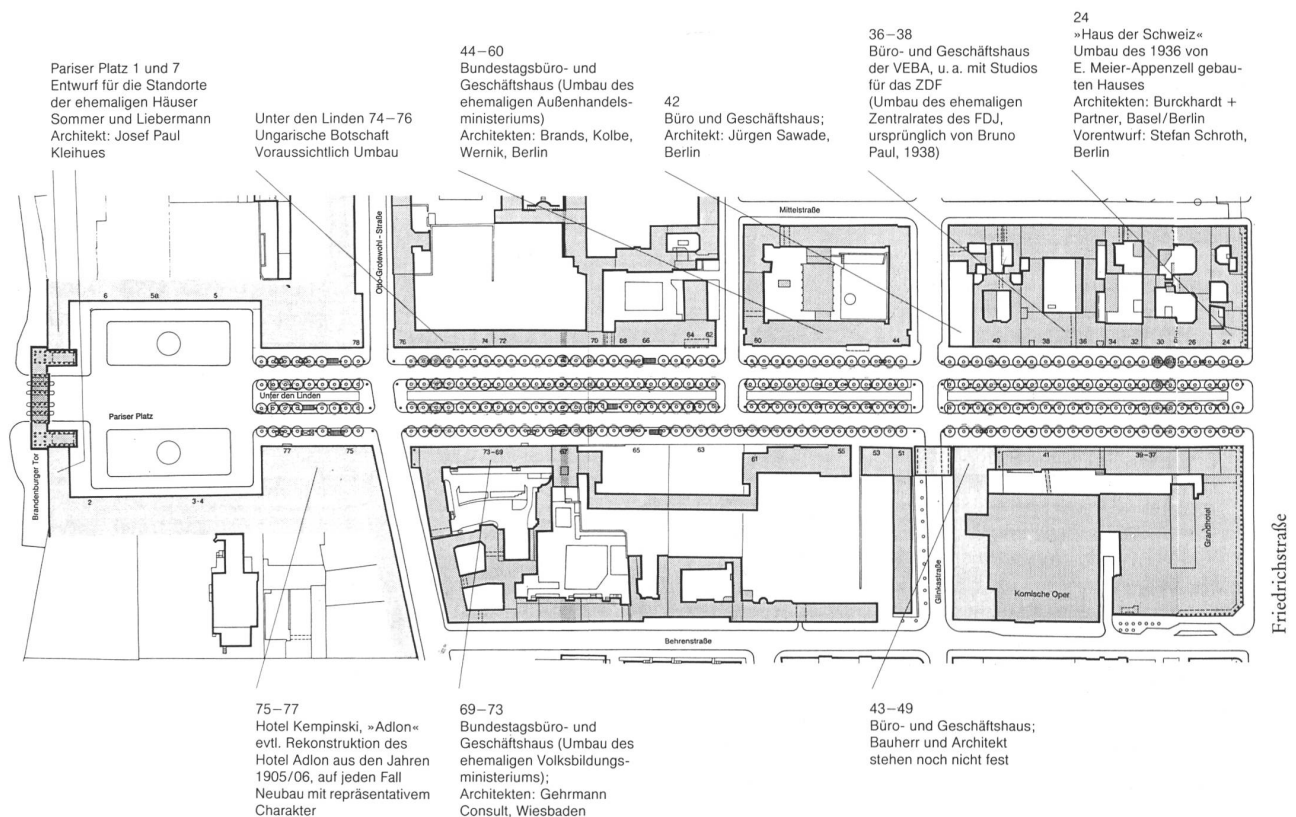
Berlin, Unter den Linden.

Nach dem Gutachten von Bappert & Wenzel, Kuntzsch, Spath & Nagel.
Quelle: db 5/1993

sind. Oder weiß jemand noch, wer Bonns Beethoven-Halle, Frankfurts Schauspielhaus und Berlins Nachkriegs-Messehallen entwarf? Der Architekt von Berlins „Bierpinsel“ legt selber großen Wert darauf, daß niemand mehr weiß, wer das gestern noch spektakuläre Monstrum, das die Schloßstraße von Steglitz verunstaltet, baute.

Die Misere von heute ist also zuerst einmal das Verschwinden individueller Bauherren, an deren Stelle anonyme Institutionen getreten sind, die ihr gutes Gewissen daraus beziehen, daß sie ihrerseits die Entscheidungsbefugnis an Kollegien abgetreten haben.

Die spektakulärsten Unternehmungen dieser Art waren eben jetzt die Wettbewerbe für den Potsdamer Platz, bei denen paradierte, wer in der Architekturszene der Welt an der Tüte reitet. Wird das Ergebnis von heute länger Bestand haben als das Resultat der Wettbewerbe für den Dom und den Reichstag gestern?



Die gegenwärtige Auseinandersetzung über den Stadtraum der ‚Linden‘ findet also auf einer falschen Ebene statt. Man streitet fast ausschließlich über die Wahl der Architekten. Waren die richtigen Leuten eingeladen worden? Warum war diese oder jene internationale Koryphäe nicht dabei? Wie war die Jury zusammengesetzt gewesen, die die Entscheidung getroffen hat? Ist das Ergebnis medioker, passabel, befriedigend oder sogar vorzüglich? Hätte sich etwas Besseres denken lassen? Das sind die Themen, die von der Öffentlichkeit wie von der Fachwelt leidenschaftlich diskutiert wurden.

Was die ‚Linden‘ anlangt, so gibt das bisher Bekanntgewordene wenig Zutrauen, daß hier ein neuer Boulevard entsteht, auf dem einst Berlins Flaneure bummeln werden. Man könnte über die Architekten streiten und Namen nennen, die man an dieser Stelle gern vertreten sähe.

Aber damit begäbe man sich auf das Feld, das man gerade zu

vermeiden sucht. Die ersten Modelle für die ‚Linden‘ mögen die Erwartungen erfüllen oder versagen; darum geht es nicht. Besorgnis macht, daß hier wieder einmal die Stadt abgedankt hat und alles den Bauherren überließ, die meist Bauträger sind, was oft genug auf Investorengemeinschaften hinausläuft.

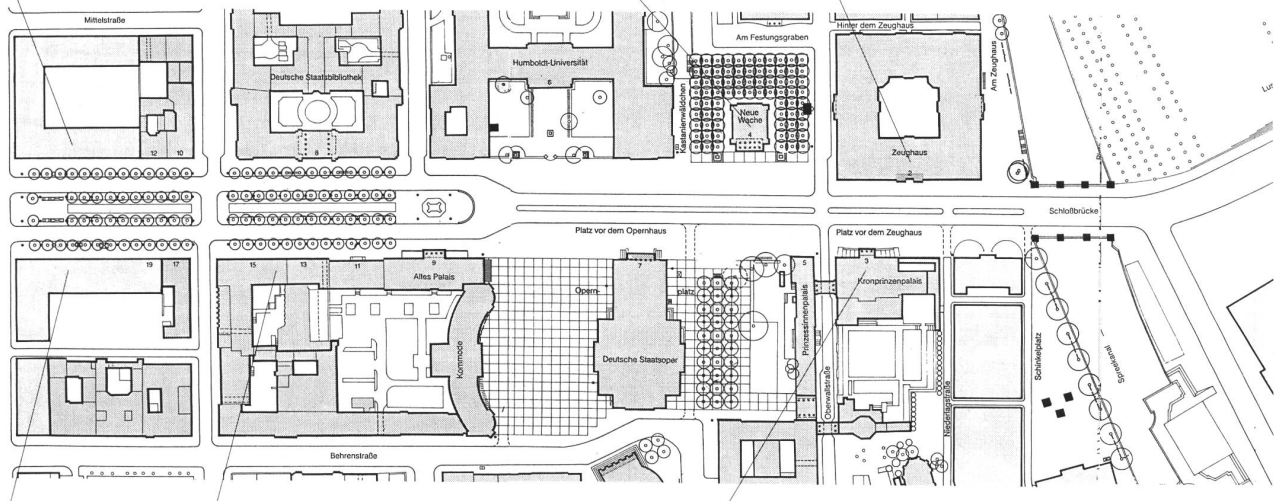
Der Staat, hier also die Stadt, überwacht lediglich die Einhaltung des demokratischen Vorgehens der Instanzen, vornehmlich also die Einschaltung der Akademievertreter, Architektenverbände in die Entscheidungsprozesse. Wo beschränkte statt offener Wettbewerbe stattfinden – vielleicht noch unter eingeladenen Architekten –, droht der zuständige Verbandspräsident mit seinem Rücktritt. Das wäre allerdings auch seine einzige Möglichkeit, den eigenen Namen bekannt zu machen.

Aber das war genau die Manier, in der der Kurfürstendamm ruiniert wurde. Auch damals wurde den Autoritäten des

14–22
Hotel »Unter den Linden«,
Wettbewerb mit Überarbeitung;
Architekten: Steinebach
und Weber, Berlin

4
Neue Wache
Nach Vorstellungen von
Kanzler Kohl »Zentrale
nationale Gedenkstätte«

2
Zeughaus, Museum für
Deutsche Geschichte;
Umbau im Direktauftrag;
Architekt: Jochen Brandt,
Göttingen



19–35
Büro- und Geschäftshaus;
Neubau nach eingeladenem
Wettbewerb
Architekt: Christoph
Mäckler, Frankfurt

13–15
Büro- und Geschäftshaus
der Deutschen Bank
Um- und Neubau
Architekt: Benedict Tonn,
Berlin
(Die Deutsche Bank gab
keine Pläne zur Veröffentlichung frei)

1–5
Prinzessinnen- und Kron-
prinzenpalais (Bereich der
ehemaligen Kommandatur
bis zur ehemaligen Bau-
akademie); Nutzung noch
ungewiß; das Außenmini-
sterium (östlich) wird vor-
aussichtlich abgerissen.

An seiner Stelle ist der Wie-
deraufbau der Schinkel-
schen Bauakademie im
Zusammenhang mit dem
städtebaulichen Wettbe-
werb zur Spreeinsel im
Gespräch

Tages ihr Recht nicht beschnitten; immer hatten Juroren oder Berater das letzte Wort. Und dennoch kamen der Rasterbau des Bayer-Hauses, der banale „Beamteneinkauf“ und jener pazifizierte Monumentalbau zustande, in dessen Erdgeschoß die Berliner Niederlassung von Mercedes Benz residiert. Man wechselt nur die Architekten, nicht aber den Sieg des gerade Modischen aus. Nach dem Stil der sechziger Jahre kommt heute der Geschmack der neunziger Jahre. Wirklich ein besserer? Daß die Verbände auch heute wieder diesem Verfahren akklamieren, versteht sich von selbst; aber es geht nicht um deren Zustimmung, sondern gerade um deren Ausschaltung.

*

Der Staat pflegt sich in dieser Situation immer auf seine Ohnmacht herauszureden, und in der Tat ist die Demokratie als Bauherr eine auf Zustimmung angewiesene Instanz. Deshalb schmückt er sich gern mit Namen, die seine Entscheidungen nach der Seite der Autoritäten hin absichern. Aber sind die Stadtväter denn wirklich so machtlos, so daß sie keine Möglichkeit hatten, dem von ihnen Gewollten zum Ausdruck zu verhelfen?

Nie haben der Staat und jene Instanzen, die man die öffentliche Hand nennt, solche Befugnis gehabt wie heute. In der Zeit immer neuer Befreiungsregelungen, Ausnahmebestimmungen und Finanzierungsmodelle ist der Staat im Grunde für alles verantwortlich zu machen, was in der Epoche der zweiten Gründerzeit nach dem Krieg entstanden ist, der in Berlin eben jetzt eine dritte Gründerzeit folgt.

In Berlin wären weder das Kurfürstendamm-Karree noch der Steglitzer ‚Kreisel‘ ohne die Stadt möglich gewesen, und da diese Bauten sich nicht nur als ästhetische, sondern auch als finanzielle Katastrophen erwiesen haben – für die man die Bürgschaften Berlins mit Dutzenden von Millionen Mark in Anspruch nehmen mußte –, sind nicht die Bauträger oder die Architekten verantwortlich, sondern der Staat als heimlicher Bauherr. Im Grunde ist nicht Frau Kressmann-Zschach haftbar, sondern das Parlament. Aber es wird natürlich überhaupt niemand zur Rechenschaft gezogen.

*

In Wirklichkeit war der Staat nie so mächtig wie in der Gegenwart, in der sich fast für jedes Gebäude benennen läßt, von welchen Sonderrechten und Finanzierungsmodellen

der Bauherr Gebrauch machte. Soll man einzeln aufzählen, wo die zulässige Geschoßflächenzahl, Parkraumvorschrift und Traufhöhe mit Genehmigung der Behörden überschritten wurde? Im Falle des Wertheim-Kaufhauses, das den Kurfürstendamm ruinierte, war das zum Beispiel eine Überschreitung der Geschoßflächenzahl von zulässigen 30.000 auf 60.000 Quadratmeter. Aber wer wollte schon Protest erheben, wo der Akademiepräsident selber, Werner Düttmann, die Fassade zeichnete? Immer hat die Stadt Möglichkeiten gehabt, das von ihr Gewollte mit sanfter Gewalt in die Wege zu leiten. Nichts, was in Berlin in der Nachkriegszeit entstanden ist, kam ohne Sondergenehmigungen aus, der Staat hätte von seiner Vollmacht nur Gebrauch machen müssen. Aber der Staat wollte nicht das Falsche; er wollte gar nichts.

*

Natürlich geht Stadtplanung, die nicht das Spektakuläre, sondern die Stadt im Auge hat, genau umgekehrt vor. Sie kommt zuerst mit sich selber ins Reine, welche Funktionen im Stadtzusammenhang ein Areal haben soll und was daraus für die Straße folgt. Daraus geht dann alles weitere hervor, auch und vor allem die Nutzung der Straße, also der Anteil und die Verteilung von Wohnungen, Geschäftsräumen und Büroflächen in den einzelnen Häusern. Dann müßte festgelegt werden, welchen Charakter der Straßenraum haben soll; Gestaltungsrichtlinien nannte man das in der Weimarer Zeit. Erst wenn alle diese Fragen entschieden sind, sind die Baumeister am Zuge, um mit den Mitteln der Architektur zu klären, wie die verschiedenen Baukörper, also die Häuser und deren der Straße zugewandten Fassaden, aussehen sollen. Nur so könnte der moderne Boulevard einer Metropole entstehen: der lebendige Schauplatz metropolhaften Lebens.

Nichts von dem allem ist für die ‚Linden‘ vom staatlichen Bauherrn entschieden worden. Der Staat hat wieder einmal abgedankt. Wie üblich beratschlagen Kommissionen darüber, welchem der konkurrierenden Investoren ein Grundstück zugesprochen wird, und dann sind Jurys am Werke, die die eingereichten Planungen begutachten.

Aber die Grundlage aller dieser Entwürfe, eben der Charakter und die Nutzung der einzelnen Bauten, blieb dem Bauträger überlassen. Bestenfalls werden zehn oder fünfzehn Prozent für die Öffentlichkeit nutzbarer Flächen verlangt; fast ausnahmslos für erdgeschossige Ladenzeilen.

Aber diese Bedingung läßt sich um so leichter erfüllen, als Geschäftsmieten natürlich einen höheren Zins erzielen. Wie das Gesicht der Häuser aussieht, welche Anforderung an die Fassade gestellt wird, welche Materialien verlangt werden – Putz, Beton, Ziegel, Kunststoff oder Metall –, welche Größe, Form und Farbe die Werbung hat – was nicht nur in Paris oder in London, sondern auch in Hamburg und München von der Stadt entschieden wird –, das bleibt alles dem Investor überlassen, den Bauherr zu nennen ein Euphemismus wäre.

Was an Plänen, Entwürfen und Modellen für die ‚Linden‘ bisher vorgestellt wurde, zeigt, wie die Dinge laufen werden. Statt des Travertins und des Sandsteins der Nachkriegszeit ist nun der polierte Granit und der interessant geschnittene Marmor an der Reihe, meist in der Kombination mit Edelstahl und Glas. Dieser Architekt bevorzugt horizontale Fensterbänder, jener vertikale Wandöffnungen, die hier und da über mehrere Geschosse reichen, was als besonders interessant gilt; übrigens läßt sich so auch der Raum zur Brandmauer hin besser vermieten. Die Dachetage wird meist durch kaschierte Büroräume zusätzlich nutzbar, was den potentiellen Mietern in Prospekten als besonderer Vorteil avisiert wird.

Was unterscheidet diese ‚Linden‘ von jenem Kurfürstendamm, den Schwebes und Schoszberger und Müller und Sobottka oder Frau Kressmann-Zschach in den fünfziger und sechziger Jahren aufbauten? Nur: Es ist natürlich alles wesentlich luxuriöser.

Aber die eigentliche Sünde wider den Geist eines Boulevards ist hier wie da dieselbe. Die Kleinteiligkeit der Bebauung, die in Barcelonas Ramblas wie in Wiens Ringstraße für die Lebendigkeit der Atmosphäre noch in der architektonischen Belanglosigkeit sorgte, macht riesigen Arealen Platz, auf denen am Kurfürstendamm mitunter elf, auf den ‚Linden‘ bis zu sieben Parzellen zusammengefaßt werden. In beiden Fällen sagen die Architekten erklärend, daß dies die Entscheidung der Investoren gewesen sei, deren Wirtschaftlichkeitsberechnungen unmißverständlich die Überlegenheit großflächiger Bebauung gezeigt hätten. Der Investor ist der heimliche Generalbaumeister Berlins und der neuartige ‚Investorenwettbewerb‘ der logische Endpunkt dieser Entwicklung.

Dabei ist die parzellenüberschreitende Großbebauung auch dort eine Verletzung des Lebensgesetzes eines Boulevards, wo vorzügliche Architekten bemüht wurden und nicht jene

Kommerzarchitekten, die auf dem Kurfürstendamm wie auf den ‚Linden‘ den Ton angeben.

Zwei Exempel führen das vor Augen. Erich Mendelsohn wie Hans Bielenberg gehören zu den besten Köpfen, die die zwanziger Jahre zu bieten hatten. Zum Ende der Republik von Weimar erhielten sie die Chance, die städtebaulichen Ideale von Weimar nicht in einem einzelnen Bau, sondern an einer ganzen Straße vorzuführen. Ihre Bauten in der Cicerostraße am Kurfürstendamm und in der Nürnberger Straße am Tauentzien haben eine schwere Beschädigung des jeweiligen Straßenraums gebracht, weil die formale Einheitlichkeit dieser Randbebauung zur Eintönigkeit des Lebens führte.

Ein vergleichender Blick auf ihre architektonisch ungleich banaleren, aber kleinparzelligen Parallelstraßen mit deren pittoresker Lebendigkeit zeigt, welche geringe Bedeutung herausragender Architektur im Stadtzusammenhang zukommt.

Natürlich, die ‚Linden‘ waren schon zwischen den Kriegen in ihrer sozialen Struktur beschädigt. Firmenniederlassungen verdrängten die alten Bewohner, und längst hatten die Mieten eine Höhe erreicht, die es gerade jenen Geschäften, die doch zu einem Boulevard gehören, unmöglich machten, hier ihren Platz zu behaupten. Auch die letzten privaten Wohnungen sahen sich zuletzt einem Verdrängungswettbewerb ausgesetzt. Die Diplomaten, Anwaltskanzleien und Arztpraxen machten ebenso jenen Konzern-Niederlassungen Platz wie die Stadtwohnungen des Adels und die wenigen verbliebenen Quartiere der Bürger, unter denen Max Liebermann bis ganz zuletzt am Pariser Platz aushielt.

Liest man die Tagebücher und Briefe, in denen vom Fackelzug der Machtergreifung am 30. Januar 1933 berichtet wird, so wird deutlich, wie offensichtlich noch bis in den Untergang des Mai 1945 hinein Einsprengsel des bürgerlichen Lebens an den ‚Linden‘ zu Hause waren. Die Adreßbücher der dreißiger Jahre belegen solche Eindrücke, bis hin zu jenem Herrenschneider Ludwig, der in seinem ausgebombten Haus noch nach dem Kriege sein Geschäft betrieb. Ein Kunde prägte sich ihm besonders ein, weil der stets Arbeiteranzüge und Schiebermützen bestellte, aber aus feinstem englischem Stoff. Sein Name war Bertolt Brecht.

Diese Welt wird nicht wiederkehren. Noch Anfang 1934 traf sich auf diesen ‚Linden‘ das Mitglied der Secession, Konrad Kardorff, mit Käthe Kollwitz im Atelier Max Liebermanns am Brandenburger Tor. Übrigens hatte sich Wilhelm II.

Ein „Klassiker der modernen Städtebaudimension“, erstmals 1964 erschienen, ist ab September 1993 wieder lieferbar:
Wolf-Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer, Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum.

schon um die Jahrhundertwende empört, weil Liebermanns stählerner Dachaufbau sein Schönheitsverlangen beleidigte. Sonst hatte Wilhelm vergleichsweise wenig gegen Juden. Privat ging er lieber mit dem Reeder Ballin und dem Industriellen Rathenau um als mit Krautjunkern aus der Mark, denen die Geschäfte hier allerdings ohnehin zu teuer waren, wie sie denn auch im preiswerten KaDeWe im Westen und nicht im vornehmen Wertheim am Leipziger Platz kauften. Zum Essen ging man dagegen ins Adlon am Pariser Platz, beim billigen Kempinski stand kleingedruckt „Offiziere nicht in Uniform“ in den Stadtführern.

Das ist die eigentlich vertane Chance der neuen „Linden“ und nicht die durchschnittliche Architektur, die alle jene Kommissionen zu steuern suchen, welche die Investoren ästhetisch beraten. In Wirklichkeit hatte der Staat über das Leben zu wachen, das „Unter den Linden“ einziehen wird; die Farblosigkeit des Lebens wäre auch mit dem Subalternen

Alfred Messels Kaufhaus Wertheim, Erweiterungsbau Leipziger Straße 136/137, Ecke Leipziger Platz. Aus einem Reklameprospekt der Firma Wertheim, um 1930

fertig geworden. Medioker wird die Architektur der neuen „Linden“ schon werden, aber hauptsächlich wird sie auch noch eine Kulisse für Banales sein. Was nützte es, wenn die Frank Lloyd Wrights, Le Corbusiers und Mies van der Rohes der Gegenwart dort bauten, und es wären doch nur Behälter für Angestellte?

Insofern läuft jeder Prolog zu den neuen „Linden“ auf eine Totenklage hinaus. Bevor noch die ersten Gerüste stehen, weiß man schon, was alles mißlingen wird. Natürlich wird die einstige Avenue schon irgendwie wiedererstehen.

Die Plattenbauten des Sozialismus werden den Fassaden des Kapitalismus weichen. Aber nichts spricht dafür, daß der Boulevard als Boulevard wiederersteht. Daran aber werden nicht die Baumeister, sondern die Bauherren schuld sein.

(Eine gekürzte Fassung dieses Beitrags ist in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1./2. Mai 1993 erschienen.)

